



Ein naturwissenschaftliches Volkblatt. Herausgegeben von E. A. Hofmäsler.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

No. 16. — Inhalt: Abbé Paramelle. — Das Scharbockkraut (*Ranunculus Ficaria*). (Mit Illustration.)
— Aus Humboldt's Briefen an Varnagen. — Kleinere Mittheilungen. — Tir Humboldt-Berzine. **1860.**
IV. — Bei der Redaktion eingegangene Bücher. — Verzeich.

Abbé Paramelle.

Wollt ihr die Größe des Verdienstes ermaßen, ganzen Gemeinden Trinkwasser verschafft zu haben, so erinnert euch jener Stunde, wo ihr an heißem Sommertage auf einem Gange durch langweilige Getreidesturen von brennendem Durste gequält waret. Denkt an die Host, mit welcher ihr das von der Bäuerin euch dargereichte felschgeschöpfte Wasser an die trocknen Lippen brachtet.

Wasser, Quelle, Regen — tritt und nicht aus diesen Worten das leibhaftige Leben entzogen? und wann wäre uns Moses mehr als Retter seines Volkes erschienen, als in jener Stunde des Verschmachtens, wo er mit kundigem Blicke eine verborgene Quelle erschloß?

Wahrlich mit gutem Grund sagt Pindar in seiner Ode: „aber das Wasser ist das Beste.“

Und auch hierin wieder liegt kein geringer Vorzug unserer segneten deutschen Bodens vor so manchen andern Ländern. Wie reich sind wir an Quellen! Springen sie doch tausendweise von den Felsenklippen unserer schönen Waldberge herab, oder murmeln unter überhängenden Woodpölkern tief versteckt in ihrem Rinseln.

Aber nach dem leibigen Gange der Dinge denken wir auch dieses Vorzuges gar selten, weil wir ihn eben in so vollem Maße genießen; und ich halte es für keinen geringen Gewinn einer längeren Reise in dem heißeren Theile Spaniens, durch den trostlosen Gegenstand des Segens unserer Wasserreichthums würdigen gelernt zu haben.

Es ist in hohem Grade geeignet, unser Leben zu ver-

kühen, wenn wir uns der einzelnen, wiederum als reich gegliederte Ganze erscheinenden Theile des und umfassenden Naturlebens in ihrem Wesen und in ihrer Bedeutung für das große eine Ganze recht tief und innerlich bewußt werden. Unser eigenes Leben und Sein gewinnt an Klarheit und Befriedigung. Und welches Olfed des Naturganzen wäre hierzu mehr geeignet als das Wasser?

Ich hielt es darum fast für eine Dankespflicht, diesem belebenden Elemente einmal ausschließlich mein ganzes Wöchens Kraft zu widmen in meinem Buche: „das Wasser“ und ich darf mich der Freude rühmen, daß sich dort mein Schlusswort an Vielen bewahrt hat: „wenn ich so glücklich sein sollte, Einem von Euch zum erstenmale den Gedanken aus der Zerstreuung des Lebens ganz und fest auf das Wasser gerichtet zu haben, so durchbebt ihn nun wohl ein Gefühl, das in Worten lauten würde:

Das ist das Wasser?“

Anschließend an die letzten Worte des Quellen-Artikels in vor. Nummer entlehne ich aus meinem Buche die Seiten (359—365), welche vom Abbé Paramelle handeln, dessen unten angeführtes Buch von jedem Studirt zu werden verdient, welcher an die Möglichkeit denkt, daß er ja einmal in die Lage kommen könne, für sich oder für andere eine Quelle zu suchen.

Wir dürfen unsere Betrachtung der Quellen nicht schließen, ohne eines Mannes zu gedenken, welchem sie Gelegenheit gaben, sich große Verdienste um seine Mitmenschen,

zunächst um seine Pfarrgemeinde, zu erwerben, welcher er den äußersten Wassermangel, unter dem sie litt, nicht als eine himmlische Strafe darstellte und sie dafür mit dem sprudelnden Wasser seiner Kanzelbereitschaft überschüttete, sondern welcher, so wie vielen anderen, er die echte Himmelsgabe des baaren, klaren Wassers in vielen Tausenden von Quellen verschaffte. Viele meiner Leser werden sich des Namens Paramelle erinnern, der vor etwa fünfzehn Jahren auch in Deutschland oft genannt wurde als der einer mit einer an das Zauberkrafte grenzenden Spürkraft ausgerüsteten Quellenfinder. Ich erinnere mich, daß ihm damals öffentliche Blätter die Wünschelruthe in die Hand gaben, und daß deshalb der edle Wohltäter der Menschheit bei Vielen in den Geruch der Charlatanerie gerieth. Seitdem hat der Abbé Paramelle eine eigene Schrift*) über die Grundfäße seiner „Quellenkunde“ herausgegeben, welche im Gegentheil lediglich auf den Grundfäßen der Geognosie und auf einer müßig erworbenen Erfahrung beruht und in welcher er jenen historischen Ueberrest des alten, noch mit der Schatzgräberei verwandten, Bergbaues von der Hand weißt.

Ich glaube im Interesse meiner Leser und Leserinnen Einiges aus dem in vielfachen Beziehungen lehrreichen und unterhaltenden Buche entlehnen zu müssen, vor Allem aus dem „Ursprung und Fortschritte dieser Theorie“ überschriebenen 28. Kapitel, woraus hervorgeht, daß Paramelle seiner im wahren Sinne des Wortes lebenden Gemeinde nicht einen müßeligen gehobenen Schatz barreichte, sondern das Ergebnis jahrelanger Forschungen, bei denen anfangs lange erfolglos bleibende Mühseligkeiten seinen edlen Eifer nicht schwächten.

Nachdem Paramelle an dem angegebenen Orte die geognostische und die Terrain-Beschaffenheit des hinsichtlich der Bemäuerung einen gemeinsamen Charakter an sich tragenden Gebietes — in welchem seine Gemeinde Saint-Jean-Capinaffe (Lot) liegt — kurz bezeichnet hat, giebt er folgende Schilderung von der Wasserarmuth der Gegend.

„Die 24 Kantone, welche den östlichen und südlichen Theil des Departements bilden, liegen alle auf Kalksteinformationen und es fehlt ihnen sämmtlich an Bächen, Fontainen und sogar an gewöhnlichen Brunnen mit Quellwasser. Man kann in gerader Linie von Osten nach Westen, von Lissac bis Mareuil, gehen, eine Entfernung von 54 Kilometern (ungefähr 8 deutsche Meilen), ohne einen einzigen Wasserlauf anzutreffen, und von Norden nach Süden, von Metzels bis Saulac, eine Entfernung von 46 Kilometern (ungefähr 7 deutsche Meilen), ohne andere Wasserläufe zu berühren, als den Bach von Gramat, dessen ganzer unterer Theil während drei Viertel des Jahres trocken liegt. Dieser Theil des Departements, welcher fast keinen Wasserlauf enthält, hat einen Flächenraum von 50 □ Stunden.“

Die Wünschelruthe bildet in dieser Gegend das gewöhnlichste Thema für die Unterhaltung, und der Bericht von den zahllosen Leiden, welche durch den Wassermangel verursacht worden, erregte bald mein tiefstes Mitleiden. Täglich wiederholte man mir, daß in der Mehrzahl der Gemeinden sämmtliche Einwohner in der eilftigen Zeit eine, zwei, drei, vier und fünf Stunden weit gehen müßten, um in Tonnen das für sie und ihre Thiere nöthige Flußwasser zu holen. Die, welche weder Zug- noch Reittiere besaßen, und diese bilden den größten Theil der Bevölkerung, holen

das Wasser in Eimern, die sie auf dem Kopfe tragen, 2 bis 3 Stunden weit her, andere haben kein besseres Trinkwasser, als das schmutzige und stinkige Wasser der Tränken. An manchen Orten verkauft man das Flußwasser zu 20 bis 30 Centimes den Eimer und jedes Zug- und Lastthier säuft täglich für 12 Sous und darüber. Von Zeit zu Zeit sieht man an den Flußufern Schafe, die seit mehreren Tagen nicht getränkt wurden; die einenürgen sich in den Fluß und ertrinken; andere überladen sich dermaßen mit Wasser, daß sie davon zu Grunde gehen. Nach ihrer Rückkehr vom Fluße find die Thiere fast ebenso durstig, als sie vorher waren. Beim Ausbruch einer Feuersbrunst fehlen die Mittel, ihre Fortschritte zu hemmen.

„Die Eigenthümer, welche Cisternen haben, sind äußerst selten und können nur dann die dem Publikum öffnen, wenn sie sich selbst dem Wassermangel aussetzen wollen. Wenn eine Gemeinde einen Brunnen besitzt, welcher Wasser enthält, so macht seine Umgebung den Eindruck eines beständigen Jahrmars. Die Leute, welche Tag und Nacht aus weiter Ferne mit ihren Herden herzuftromen, müssen häufig Stundenlang warten, bis die zuerst gekommenen ihre Thiere getränkt und ihre Fässer gefüllt haben.“

„Wenn ich nun diese und andere Klagen über Wassermangel hörte, so sagte ich mir oft: Wäre es denn möglich, daß Gott so viele Unglückliche für immer zu den Qualen des Durstes verdammt hätte! Sollte es denn nicht möglich sein, in diesem unglücklichen Lande Quellen aufzufinden und lägen sie auch noch so tief! — Mit einigen geologischen Vorkenntnissen war ich versehen und wußte, daß auf der Kalksteinformation ebenso viel Regenwasser niederfällt, wie auf den andern; so fing ich an, diese weiten, trocknen Plateaus die Kreuz und Quer zu durchwandern, stets bemüht, dem Verlaufe der Regenwasser nachzuspüren und Quellenstellen aufzufinden. Fast zwei Jahre vergingen, ohne daß es mir gelang, das geringste Anzeichen des Vorhandenseins der Quellen zu entdecken; überall waren die Einwohner überzeugt, daß man nie in jener Gegend ihrer finden würde, da die zahllosen und tiefen, fast unendlichen Zeiten dort unternommenen Spürungen stets resultatlos geblieben waren.“

Da es dem Abbé Paramelle auf den Hochebenen nicht glücken wollte, Quellen oder vielmehr deren äußere Anzeichen zu finden, so wendete er sich an deren Fuhrländer, an denen er eine Menge zum Theil sehr reiche Quellen aus dem Boden hervortreten sah, von denen er annehmen mußte, daß sie nicht in dem Gestein entspringen, aus welchem sie hervortreten, ebenso wenig in der nächsten Umgebung; sie müssen also das Produkt der Regenwasser sein, welche auf den Plateaus niederfallen und dort sogleich von der Bodenoberfläche aufgefangt werden.“ Er wanderte daher von dem Ursprunge einiger dieser Quellen aufwärts in das Gebiet des Plateau, um wo möglich die Spuren ihres Laufes auf der Oberfläche zu finden. Vergeblich. Er gerieth in Gebiete, welche ganz mit Einsenkungen des Bodens (bottres) besetzt waren, von denen er sich damals noch keine Rechenschaft zu geben wußte. Er verstand noch nicht, die Wasserläufe zu suchen, von deren Anwesenheit er gleichwohl überzeugt war. Er widmete daher zwei volle Jahre seine Untersuchungen den Urformationen des Departements du Lot, auf denen er „durch unausgesetztes Beobachten die Materialien zur Theorie der unterirdischen Wasserläufe und ihres Hervortretens“ sammelte. Die auf diesem geringeren Gebiete gesammelten Erfahrungen trug er dann auf die wasserarmen Kalkformationen über und eröffnete die lange Reihe seiner Quellen-Entdeckungen mit Auffindung des unterirdischen Laufes der mächtigen Quelle von

*) Quellenkunde. Lehre von der Bildung und Ausfindung der Quellen. Aus dem Französischen des Abbé Paramelle. Mit einem Vorworte von Bernhard Gott, Professor an der Bergakademie zu Freiberg, Leipzig, 3. B. Weber 1886.

Louvyse. So wurde Paramelle auf sein erstes Geheiß der Quellenauffindung geleitet: daß unter jeder auch noch so schwach bezeichneten thalfförmigen Bodeneinsenkung ein Quellauslauf liegt. Er wendete nun seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung derjenigen Quellen, über deren mathematischem Laufe seine solchen thalfförmigen Einsenkungen vorhanden sind und erkannte, daß dieser unter dem ihm vorher unverfändlichen *deitoires* liege, welche er stets reihenförmig angeordnet fand.

Nun befand Paramelle's Aufgabe darin, die Tiefelage der nach der Oberflächegestalt des Bodens richtig eratheten Quelle voraus zu bestimmen. Nach aufmerksamen Vergleichungen der Tiefenerhältnisse bereits vorhandener Quellen und nach vielen Nivellements gelang ihm auch die Lösung dieser Aufgabe, so wie der, im Voraus den Wasserreichthum einer gesuchten Quelle zu bestimmen, indem er nach den Furchen und Einsenkungen des Bodens, das geschlossene Quellengebiet bestimmte, welches oberirdisch das atmosphärische Wasser anfängt und in einem Wasserlaufe unterirdisch vereinigt.

„So gelangte ich endlich“ — sagt der „Priester der Liebe“ im seltenen edelsten Sinne des Wortes — „nach neunjährigem gebührenden und unermühten Studien und Untersuchungsreisen dahin, theoretisch die Linien, welche jede Quelle beschreibt, ihre Tiefe und ihren Wasserreichthum zu erkennen. Ich beschloß mich nun damit, die zahlreichen, in Büchern und in der Natur gesammelten Erfahrungen zu ordnen und die vorliegende Abhandlung zu veröffentlichen.“

Frei von jeder Uebertreibung und Ueberspannung seiner Verfassungen wendete er sich nun im Jahre 1827 an den Generalrath des Departements du Lot, welcher vollständig die dargebotene Hand ergiebt und der recht eigentlich und im besten Sinne „inneren Mission“ Paramelle's einen öffentlichen Wirkungsbereich anwies, wodurch sich dieser bald genöthigt sah, sein Amt als Priester der Kirche niederzulegen.

Ich schalte hier einen der von Paramelle mitgetheilten praktischen Fälle ein, weil er von einer Aeußerung von ihm begleitet ist, welche seinen Geist und seinen Charakter in einem schönen Lichte erscheinen läßt und welcher Fall zugleich beweist, daß er zwar mit wissenschaftlicher Bescheidenheit, aber der Zweifelsucht, der Knickerei und der lässigen Thätlosigkeit gegenüber mit kühner Sicherheit auftritt.

„Auf das Verlangen von nur zwei Privatleuten bezog ich mich im Oktober nach Lavalette, dem Hauptorte des Kantons (Gharante), einer Stadt, die alle Sommer ihr Wasser über 1 Kilometer weit herholen mußte. Bei meiner Ankunft nahm mich einer derselben bei Seite und sagte mir: Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein Herr, bei dem, was Sie thun und sagen werden; Sie sind hier in einem Lande der Philosophen, wo man schon wegen Ihres Standes nicht an Ihre Kunst glaubt.“ „Sein Sie ruhig, mein Herr,“ antwortete ich ihm. „Ihre Philosophen werden bald nichts mehr zu antworten wissen.“

„Bei der ersten Quelle, die ich etwa 100 Meter von der Stadt anzeigen konnte, folgten mir einige 30 Bürger und noch viele andere Personen. Als der Eigenthümer, durch den ich hergerufen war, meine Meinung wissen wollte, sagte ich: „Die Quelle liegt auf diesem Punkte da, ich bitte es zu bemerken; sie liegt 16 Fuß tief und ist von der Dicke meines Daumens.“ Und dann mich etwas aufrichtend, sagte ich mit erhobener Stimme: „Meine Herren, ich halte mich keineswegs für unfehlbar, will aber Jemand mit 300 Fr. pariren, daß das, was ich sage, sich anders verhält, so parire ich 600 Fr. für die Richtigkeit meiner drei

ersten Bestimmungen. Wir können die Summen augenblicklich deponiren und in drei Tagen wissen, wer gewonnen hat.“ Auf diese Worte folgte ein Stillstehen; fast alle Gesichter wurden lang und erlebten. Nach 4 bis 5 Minuten erhob sich aus der Menge eine Stimme und sagte: „Nun, sprich doch! Du, jetzt ist's an der Zeit! Sprich! Du sagtest doch, Du wollest ihn beschämen, wenn er da wäre; gewinne die 600 Franken!“ Nach diesen Worten wieder Stillstehen. Ich wartete einige Minuten und sagte dann lachend: „es giebt Leute, die eine Sache wohl beschwören möchten, aber sie nicht pariren wollen; ich im Gegentheil, obgleich ich weiß, daß ich nicht unfehlbar bin, parire das, was ich sage, aber möchte es nicht beschwören.“

Nach einigen Tagen entdeckte man die Quelle wirklich in der bezeichneten Tiefe und mit dem bestimmten Volumen. Ehe ich die Stadt verließ, hatte ich über hundert Anfragen erhalten und 37 Quellen angezeigt.“

Dennoch hatte Paramelle mit allerlei Widerwilligkeiten zu kämpfen, die aber bald verstumten.

So hatte er bis 1853 nach und nach 40 Departements mit Quellen versehen, in deren jedem die Anliegen an ihn er durchschnittlich auf 300, in einzelnen auf 1000, 1500, ja über 3000 anging. Von 1832 bis 1853 haben Paramelle's Reisen jedes Jahr vom 1. März bis 1. Juli und vom 1. Sept. bis zum 1. December gedauert. „Täglich, ausgenommen an Sonn- und Festtagen,“ sagt er, „arbeitete ich von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, indem ich von einer Lokalität zur andern ritt und nur eine Stunde, zwischen 10 und 12 Uhr, ruhte.“ Im Jahre 1854, wo Paramelle das 64. Lebensjahr erreichte, hat er sich von seiner beschwerlichen und so segensreichen Beschäftigung zurückgezogen und eine neue Auflage seines Buches besorgt, in welchem er der Menschheit ein kostbares Vermächtniß hinterläßt.

Es ist vielleicht nicht sowohl Un dank gegen ihn, als vielmehr gedankenlose und saule Geistessträgheit, wenn Paramelle sich darüber beklagen muß, daß trotz seiner Bitten im Interesse seiner Wissenschaft und der Menschheit von 10,275 Quellensbestimmungen in seinem 25-jährigen Berufe ihm doch nur von 25 Privatleuten über den Erfolg seiner Anweisungen, durch gedruckte Formulare sehr leicht gemachte, Nachrichten zugekommen sind. Er weiß demnach auch nur annähernd und nur im Vertrauen auf die Sicherheit seiner Erfolge, daß auf jene 10,275 Quellennachweisungen etwa 8 bis 9000 mit Erfolg ausgeführte Brunnengrabungen kommen.

Seinem Vaterlande an Orten, wo sie dringendes Bedürfnis waren, 8 bis 9000 Brunnen geschenkt zu haben, berechtigt zu der schönsten Krone. Wasser bauend schaffen, wo es fehlt, gilt mehr, als einen Welttheil erobern, und an dieser Stelle werden meine Leser begreifen, wie ich mit Begeisterung den Gedanken sagte, meine schwachen Kräfte einmal zu einer Darstellung alles dessen zusammenzufassen, was in diesem wohlthätigen Elemente aufsteht.

Indem wir den edeln Paramelle verlassen, kann ich es mir nicht versagen, einß der vielen öffentlichen Urtheile über ihn aus seinem eignen Munde aufzunehmen, nachdem ich folgende Worte von ihm vorausgeschickt habe, welche ein gewisses Selbstbewußtsein, aber das berechtigtste, ver-rathen.

„Der Eifer, mit dem die Bewohner der Kommunen einer, wie sie sich einbildeten, sehrwichtigen Persönlichkeit gefolgt sind und sie beobachtet haben, läßt mich fast glauben, daß die, welche mich nicht gesehen haben, neugierig auf das Portrait sein werden, welches mehrere Journale von mir

entworfen haben; doch ist häufig die Schilderung als eine etwas geschmeichelte zu betrachten."

"Der Abbé Paramele hat ein Alter von 52 Jahren.") Seine Gestalt ist hoch und gerade und seine Gesundheit so kräftig, daß er noch die ganze Frische, die ganze Muskelkraft eines viel jüngeren Mannes besitzt. Die Einfachheit seiner Kleidung ist ungewöhnlich und wird sprichwörtlich. Er trägt meistens schwarze Kleider, die immer an seinen Priesterstand erinnern und die ihm höchstens durch ihre Weite unbequem werden können. Sein Antlitz ist ruhig, interessant und milde, sein Blick forschend und durchdringend; seine Manieren sind einfach, aber gefällig. Aus seiner Physiognomie spricht Verstand und Aufrichtigkeit. Seine ganze Erscheinung hat wohl etwas von der Derbheit eines Bergbewohners; aber sie mißfällt um so weniger, da man

gleich hinter der bauerischen Außenseite die schöne Seele, den feinen und biergamen Geist des Mannes erräth. Er spricht weder glänzend noch schön, aber dagegen sehr kurz, klar, gebiegen und nützlich. Der Abbé Paramele liebt weder die Phrasen noch die Phrasenmacher Er schneidet alle müßigen Fragen, mit denen man ihn überhäuft, kurz ab." "Die Nachricht von der Ankunft des Herrn Paramele ist vorzüglich in den wasserarmen Ländern, ein Ereigniß. Man glaubt einen Gottgesandten, einen zweiten Moses kommen zu sehen und das Volk strömt ihm entgegen. Er wird umringt, untersucht, befragt. Aber alles das gleitet an ihm ab; seine Blicke weilen mehr auf dem Lande, dem Boden, dem zufälligen Erkrainen und der Vegetation desselben, als auf den braven Leuten, die ihn umdrängen. Nachdem dieser erste Augenblick vorüber ist, lächelt er wohlwollend und erklärt ihnen von vorn herein, fast überall auf dieselbe Weise, daß er weder ein heiliger noch ein Zauberer ist."

*) Dieser Artikel erschien 1842 im Courrier de la Drôme.

Das Scharbockskraut (*Ranunculus Ficaria*.)

Daß das Reich der sichtbar blühenden Gewächse in natürliche Familien gegliedert ist, und daß es eine der friedliebenden Seiten der Pflanzenkunde bildet, eines natürlichen Verwandtschaften in dem bunten Reiche Floras nachzuspüren, das ist uns schon mehrmals nahe getreten, besonders in Nr. 12 und 16 des vor. Jahrs. Dort zählte ich am Schluß der Wittelsbacher über „natürliche Verwandtschaft“ einige allgemein bekannte und verbreitete Pflanzen auf, deren jede die musterartige Vertreterin einer natürlichen Familie ist. Unter diesen war die letzte der Ranunkel, für welchen Namen ich auch den von der Wissenschaft an- und aufgenommenen deutschen Namen Habenfuß oder den wohl am weitesten verbreiteten Volksnamen Butterblume hätte wählen können. Unsere heutige Figur läßt uns sofort darüber auf, welche Pflanzen ich mit diesen Namen meine, denn wer kennt nicht diese eben jetzt in den lichten Waldungen und Gebüsch besondern ebener Wenden erblühende Pflanze mit ihren goldgelben Blüten und wer wußte sich nicht daran zu erinnern, daß fast vom Frühjahr bis zum Herbst auf Wiesen und in Grassärten, besonders auf Alee-Werken eine Menge ähnlicher „Butterblumen“ blühen, alle von gelber Blütenfarbe, zu denen sich aber die weißblühenden Arten gesellen, welche im Wasser wachsen, dessen Spiegel sie manchmal auf große Flächen hin mit weißen Pünktchen bestreuen.

Die Gattung der Ranunkeln, *Ranunculus*, giebt der natürlichen Pflanzenfamilie, zu der sie zählt, ihren Namen, denn die Gattungen dieser zeigen, allerdings mit einigen Ausnahmen, eine allgemeine Ähnlichkeit mit den Ranunkeln, und in solchen Fällen pflegt man den Familien den Namen nach demjenigen ihrer Glieder zu geben, welches den Gestaltverhältnissen nach gewissermaßen das tonangebende ist. Eine solche Tonangebende ist unsere Pflanze. Das worin dieses sich auspricht, worin die übrigen Familienglieder sie mehr oder weniger treu nachahmen, wenn auch jedes nach seiner besonderen Weise, bildet den natürlichen Familien-Charakter, worüber wir uns in Nr. 12 1859 ausführlicher verständig haben.

Die Familie der Ranunkelgewächse, *Ranunculaceen*, ist aber eine von denen, bei deren Gliedern wir nicht immer

ein treues Festhalten ihres Familiencharakters, gewissermaßen der Familienähnlichkeit finden, denn manche — denken wir an die bekannte Akelei, *Aquilegia vulgaris*, welche auch ein Ranunkelgewächs ist — haben so zu sagen eigenmächtig daran vieles verändert, so daß man hinter diesen ihren besonderen Formverhältnissen den Familiencharakter oft unsichtig heraussuchen muß.

Das Gegenteil fanden wir bei den Lippenblütlern oder Labiaten (1859 Nr. 16), die ich damals auch ganz besonders als eine von den Pflanzenfamilien empfahl, an denen man den Begriff der natürlichen Verwandtschaft am besten studiren kann.

Wenn nun aber die Lippenblüthler eine Familie bilden, an welcher man die Einheit in der Verwandtschaft hervortreten sieht, so sind die Ranunculaceen eine solche, an welcher man besonders deutlich eine gewisse Mannichfaltigkeit in dieser verwandtschaftlichen Einheit bemerkt. Und das ist ja die geistig befriedigende Seite der systematischen Betrachtung der drei Naturreiche, in der bunten Mannichfaltigkeit eine ordnungsvolle Einheit aufzusuchen.

Nach diesen beiden entgegengesetzten Richtungen habe ich in meinen „vier Jahreszeiten“ (Sotba bei D. Scheube) die Lippenblüthler und die Ranunkelgewächse so ziemlich erschöpfend behandelt und durch zahlreiche Abbildungen veranschaulicht. Wir wollen demnach auch in unserem Blatte einmal die letzteren so behandeln, indem wir durch Figuren die reiche Mannichfaltigkeit im Blütenbau kennen lernen wollen. Heute soll uns „das treue Frühjahrskind“ allein beschäftigen.

Wenn die Schneeglöckchen, oft die Gesellschafter des Scharbockskrautes, neben ihren verwelkenden Blumen ihre nachkommenden langen dunkelgrünen Quastblüthenblätter vollkommen entwickelt haben, beginnen die goldgelben Stendblumen des letzteren sich erst über den niederliegenden Gruppen der herzförmigen glänzenden Blätter zu erheben, und dann pflegen sie mit der Schlüsselblume gleichzeitig und im bunten Gemisch in voller Blüthe zu stehen.

Wir müssen aber unsere Aufmerksamkeit nicht allein den vollkommen entwickelten Stöcken schenken, sondern nach früheren Entwicklungsstufen sehen, denn diese Pflanze

wied und in ihrem Lebenslaufe manches Ungewöhnliche zeigen.

Ist es gleich beim Erscheinen dieser Nummer bereits etwas spät, so finden wir doch noch hier und da im Boden zwischen den ausgewachsenen blühenden Stöcken kleine, an Form und Größe einem Weizenkorn ähnliche braungelbe Knöllchen, aus deren einer Spitze ein oder einige Blätter und feine Wurzeln hervortreten. Ende März sehen sie so aus, wie es uns Fig. 5 zeigt; jetzt sind die Blättchen schon weiter entwickelt und größer und wir finden hier und da in dem Gehäufte an ganzen Stellen, den Boden bloß mit

find. Die langen, rinnigen Blattstiele sind da, wo sie an den weichen krautigen, meist etwas niederliegenden Stengel angeheftet sind, mit einer häutigen Scheibe versehen, mit welcher sie denselben umfassen. Das Blatt selbst finden wir el-berzförmig mit eifig gezähntem Rande.

In der Blüthe bezeugen wir den wichtigsten Familien-Charakteren. Keufertlich zeigt sie 3 bis 5 kahnförmige Kelchblätter von gelblichweißer Farbe und am unteren Ende mit einer eigentümlichen sack- oder brandblasenähnlichen Abhebung der Oberhaut. Auch die zungenförmigen Blumenblätter (Fig. 4) sind von schwankender Zahl, indem wir



Das Echarbottkraut, *Ranunculus Ficaria*.

solchen nur Blätter tragenden jungen Pflänzchen bedeckt. Sind es etwa solche, welche sich verspätet haben und einige Wochen später blühen werden als die übrigen? Nein. Wir wollen sehen, was für eine Bewandniß es mit ihnen hat, und kehren zu einem blühenden Stoc zurück, wie unsere Hauptfigur und einen in natürlicher Größe darstellt.

Wir finden an seinem Wurzelende einen Büschel länglicher dicker Knollen, an denen wir jedoch keine Knospen (Augen) finden wie bei der Kartoffel, mit deren Knollen sie sonst gleiche Lebensüberdeutung haben, auch innerlich ebenso stärkehaltig

bei verschiedenen Blumen meist deren 8 bis 10 finden. Die Oberseite der Blumenblätter ist in ihren zwei oberen Dritteln stark fleischartig glänzend, am unteren Drittel nur schwach selbstglänzend. Am unteren Ende bemerken wir eine kleine schuppenförmige Drüse, die Honigschuppe, welche ein Hauptkennzeichen aller Ranunkelarten ist. Endlich finden wir einen Kranz von zahlreichen Staubgefäßen, welcher ein Köpfchen von Pistillen einschließt, welche fast lediglich aus dem Fruchtknoten mit aufstehender Narbe bestehen.

Fehlt es also, wie wir hieraus sehen, dieser Pflanze nicht an den Organen zur Samenbildung, so ist doch reifer keimfähiger Same bei ihr eine große Seltenheit. Woher also die starke Vermehrung derselben, die wir im April und Mai überall wahrnehmen? Wir errathen schon, daß hier die vorhin genannten Keimknöllchen vermitteln eintreten. Wir haben hier denselben Fall wie bei der Kartoffel, die wir auch niemals durch Ausfaat der Samenförner aus den grünen fugehrunden Beerenfrüchten bauen, sondern durch die Knollen, die wir eben Kartoffeln nennen. Unsere Hauptfrage könnte und zu der Ansicht führen, daß die Vermehrung vermittelnden Knollen des Scharbockkrautes wie die Kartoffeln an dem unterirdischen Theile der Pflanze entstehen; dies ist aber nicht, wenigstens nicht allein der Fall. Stirbt nach dem Verblühen und nach dem verglichenen Versuche zur Samenbildung der Stoc ab, so mögen allerdings manche der an der Wurzel hängenden Knollen sich im Erdboden erhalten und vielleicht keimen, jedoch ist es mir noch niemals gelungen eine solche Wurzelknolle keimend zu finden, da sie doch durch ihre länglichere Gestalt und bedeutendere Wropf leicht zu erkennen sein würden.

Wir haben es also bei dem Scharbockkraute mit zweierlei Knollen zu thun, mit den am Wurzelstoc sich bildenden und zur Vermehrung wahrscheinlich nichts beitragenden, und zweitens mit anderen sehr regelmäßig und übereinstimmend weizenformähnlich gebildeten, wie uns Fig. 5 ein solches keimend oder vielmehr sprossend zeigte. Wo entwickeln sich nun diese letzteren?

Schon an der Hauptfigur sehen wir in einigen Blattachsen, d. h. dem Winkel, den der Blattstiel mit dem Stengel bildet, einen kleinen Knoten hervortreten. Dies sind die kleinen Vermehrungsknollen, die also in den Blattachsen entstehen. Die Blattachsen sind aber sonst der Regel nach die Ursprungsstätten für die Knospen, wie wir uns an jedem beblätterten Baumzweig überzeugen können.

An Fig. 6 sehen wir zwei Blattachsen abgebildet, in welchen sich je ein solches Knöllchen gebildet und dabei die stengelumfassende Scheide des Blattstiels durchbohrt hat.

Wenn die Stöcke abgeblüht haben, so vertritt die schon während des Blühens begonnene Entwicklung dieser Achselknöllchen die mangelnde Samenbildung; mit dem Hinwelken der Stöcke lösen sich dieselben aus der Blattachsel und fallen zu Boden, und sorgen so für die Erhaltung der Art.

Indem diese Knöllchenknospen, wie wir nun ihrer Ursprungsstätte und Lebensbeutung wegen diese Gebilde mit der Wissenschaft benennen wollen, in den Erdboden gelangen, der doch vom Mai bis mindestens Ende September im Verein mit der Luftwärme fähig ist, die Keime der Samen und Knollen zu wecken, geschieht dies gleichwohl mit ihnen doch nicht; sondern sie liegen ungeweckt von Sonnenschein und Regen unverändert bis zum nächsten Frühjahr. Ohne Zweifel erhalten sie in dieser langen Zeit eine Art Nachruhe, die sie erst fähig machen muß, im nächsten Frühjahr zu sprossen.

Ist nun, etwa Mitte Mai, die Bildung dieser Knöllchenknospen des Scharbockkrautes beendet, so werden in kurzer Zeit alle Stöcke weck und gelb und verschwinden bis läng-

stens Ende Mai so vollständig, daß alsdann keine Spur mehr selbst auf den Stellen zu finden ist, die sie vorher dicht mit ihren Blätterrasen bedeckten. Die Pflanze beginnt und endet mit dem Frühling und deshalb hatte ich wohl ein Recht, sie ein kleines Frühlingseis zu nennen.

Die vorjährigen Knöllchenknospen, welche in diesem Frühjahr sprossen, bringen es in diesem Jahre nicht bis zur Blüthe, sondern nur zu einem kleinen Blätterbüschel und zu einem Büschel Wurzelknollen. Ersterer stirbt mit dem blühenden zweijährigen Stoc ab und nur der Knollenbüschel bleibt im Boden, um im nächsten Frühjahr die blühende Stengel zu treiben.

Der Lebenslauf dieser Pflanze ist also folgender, wobei wir zum besseren Verständniß bestimmte Jahreszahlen setzen wollen: Mai 1860 bis Ende März 1861 als Knöllchenknospe ruhend im Boden; April bis Ende Mai 1861 blättertreibender Stoc, dann bis auf den knollenreichen Wurzelstoc absterbend und bis Ende März 1862 im Boden ruhend; endlich vom April bis Ende Mai 1862 blühender und Knöllchenknospen erzeugender Stoc.

Das Verhältniß an Knöllchenknospen, welches der sich vollendete Stoc im Erdboden zurückläßt, macht Pflanze zu dem „nekenden Kobold“, wie ich sie in Nr. noch nannte. Sie giebt dadurch nämlich Veranlassung einem fast komisch zu nennenden Volksglauben, von dem ich, weil er recht eigentlich gegen besseres Wissen richtet, ist und doch zu gleicher Zeit auf einem Aufmerksamt beruhet.

Die gewaltigen Sommerregen schwemmen auf etlichen abhängigen Boden zuweilen die Knöllchenknospen des Scharbockkrautes in einiger Menge zusammen, so daß sie aufmerksamen Auge des Volkes sichtbar werden. Alsdann „hat es Getreide geregnet“, ist „ein Brodregen“ gefallen. Dasselbe aufmerksame Auge, das diese kleinen Knöllchen nicht überseht, überseht es gleichwohl, daß die Wechsellinien derselben mit Weizenkörnern nur eine sehr oberflächliche denn es fehlt ihnen ja schon das allbekannteste Kennzeichen aller unserer Getreidearten: die tiefe Längsfurche auf einer Seite der Körner.

Wir sehen hieraus, daß aufmerksames Achten auf Erscheinungen der Natur allein noch nicht vor Uberglauben schützt. Es gehört dazu noch Unbefangenheit des Urtheils. Dieses aber fehlt dem Volke gar sehr, denn die Erziehung und der Unterricht ist ja beinahe gegründet auf einer Meinung von Wundergeschichten. Bei diesen Knöllchen des Scharbockkrautes denkt das wohlgeschulte Volk sofort an Wundergeschichten vom Mannaragen in der Wüste.

Den deutschen Namen trägt unsere Pflanze, weil Knöllchenknospen sonst als Scharbockmittel gebraucht werden, wenn nicht vielmehr der Gemüthsgegenstand der Blüthen diesen Dienst geleistet hat, da bekanntlich der Genuß frischer Gemüße gegen den Scharbock (oder Etorbus) sehr heil ist und gemächlich die Seelente von seiner lästigen Krankheit bald heilt, wenn sie nach langer Seufzer hat wieder betreten. Die noch geschlossenen Blüthenknospen wie Kapfern eingemacht, sollen einen angenehmen Geruch für diese bieten.

Mus Humboldts Briefen an Varnhagen.*)

I.

Ich halte es nicht nur für eine wichtige, sondern auch für eine verdienstliche Aufgabe unseres Blattes, in dessen Kreisen das Verständniß über Humboldt, welcher im Leben der öffentlichen Beurtheilung viel zu fern stand, nach Möglichkeit aufzuklären. Da nun dieses Verständniß aus den Briefen Humboldt's an Varnhagen vollständig gewonnen werden kann und gleichwohl viele meiner Leser und Leserinnen das berühmte Buch nicht zu Gesicht bekommen werden, so glaube ich diesen einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen einige solcher Stellen daraus mittheile, aus welchen Humboldt's Geistes- und Gemüthsverfönllichkeit besonders klar hervortritt. Doch werde ich mich der Mittheilung solcher Stellen enthalten, welche Humboldt's politische Anschauungen ausdrücken. Es genüge hierüber ein für allemal die Äußerung, die er schon 1845 am 26. Dec. gegen Varnhagen that und welche dieser in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen mit den Worten mittheilt: „Humboldt versichert mich, ohne sein Hofverhältniß würde er hier nicht leben können; er würde ausgewiesen werden, so sehr haßten ihn die Ultras und die Pietisten.“

Ueber seinen Kosmos schreibt Humboldt bereits am 27. Okt. 1834 (der erste Band erschien 1845) folgendes: „Ich fange den Druck meines Werkes (des Werkes meines Lebens) an. Ich habe den tolen Einfall gehabt, die ganze materielle Welt, alles, was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelfarnern bis zur Geographie der Meere auf den Granitfelsen, wissen, alles in Einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüth ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die legenden aufglimmt, muß neben den Thatfachen hier verzeichnet sein. Es muß eine Epoche der geistigen Entwicklung der Menschheit (in ihrem Wissen von der Natur) darstellen.“ In einem Zusätze zu denselben Briefe sagt Humboldt — dem man in neuester Zeit so gern eine „ungehör-

liche Eitelkeit“ anmischt — „die Hauptgebrechen meines Stils sind eine unglückliche Neigung zu allzu dichteren Formen, eine lange Partizipial-Konstruktion und ein zu großes Konzentriren vielfacher Ansichten, Gefühle in Einem Periodenbau. Ich glaube, daß diese meiner Individualität anhängenden Mängel-Uebel durch eine dabein bestehende ernste Einfachheit und Verafgemeinerung (ein Schweben über der Beobachtung, wenn ich eitel so sagen dürfte) gemindert werden. Ein Buch von der Natur muß den Eindruck wie die Natur selbst hervorbringen. Worauf ich aber besonders wie in meinen Ansichten der Natur geachtet, und worin meine Manier von Forster und Göttaubriand ganz verschieden ist: ich habe gesucht, immer wahr beschreiben, beziehend, selbst wissenschaftlich wahr zu sein, ohne in die dürre Region des Wissens zu gelangen.“

In diesem Briefe hatte Humboldt, wie in mehreren anderen, seinen Freund um Verbesserungen für ihm zur Durchsicht vorgelegtes Manuskript gebeten. Schon in einem Briefe vom folgenden Tage dankt er ihm dafür, indem er sagt: „Ihre Bemerkungen haben einen Grad der Feinheit, des Geschmacks und des Scharfsinnes, der mir das Verbettern zum angenehmsten Geschäft gemacht. Ich habe alles, fast alles benutzt, aber $\frac{1}{20}$ einiger Eigenfinn bleibt dem ersten Reaktor immer.“

Humboldt's Verhältnis zu Hofleben, woraus man ihm einen so großen Vorwurf machte, läßt sich aus einer Stelle eines Briefes vom 2. Mai 1837 beurtheilen. Er war von der Fürstin Wäcker gebeten worden, in ihrem Salon eine schon zweimal öffentlich gehaltene Vorlesung zu wiederholen, indem sie ihm die Liste der Gäste vorlegte. Humboldt schreibt darüber an Varnhagen: „Ich kann es Ihnen beschwören, es liegt mir Eitelkeit (von der ich übrigens nicht frei bin), als Schwäche des Charakters und Gutmüthigkeit in diesem Schritt. Ich glaube der Fürstin diese Satisfaktion geben zu müssen, — die Tochter drang auch in mich, — und sie zeigte mir eine harmlose Liste von zehn Personen.“ Mit berechtigtem Selbstgefühl sagt er dann hinzu: „ich behaupte, daß es nicht unbedenklich ist, wenn ein Mensch, der sein Leben mit Zahlen und Steinen zugebracht, sich so viel Arbeit gegeben hat, Deutsch schreiben zu lernen.“ Nach dem Schlusse jener Vorlesung sagte der General von Rühle zu dem ebenfalls anwesenden Varnhagen: „wenn der einmal tot sein wird, dann wird man erst recht wissen, was man an ihm gehabt hat.“ (Ich werde mit diesen Auszügen fortfahren und dabei die Zeitfolge der Briefe einhalten.)

*) Wenn es um ein christliches und mannhaftes Urtheil über dieses Buch zu thun ist, dem empfehle ich Prutz' Museum 1860 Nr. 14, S. 504—516. Ueberhaupt hat Humboldt selbst seinem Briefwechsel ohne es zu ahnen sein Schicksal vorbegelegt, indem er über seines Bruders „Briefe an eine Freundin“ an Varnhagen folgendes schreibt: „Das Ganze wird heillos und überbringenden Törnen machen und die entgegengesetzten Urtheile veranlassen.“ Treffender könnte man das, was dem bereits in fünfter Auflage erschienenen Buche widerfahren ist, nicht bezeichnen.

Keinere Mittheilungen.

Eine spanische Hydra. Vor etwa einem Jahre las ich in einer populären Zeitschrift eine Schilderung von einer unglücklich wuchernden Wasserpflanze, welche so sehr die Grenzen des wissenschaftlichen Grades überschritt, daß ich — obgleich das Blatt mir Mängel für die Richtigkeit der Thatfache sein konnte — es dennoch nicht mochte, diese Schilderung zu einer Mittheilung für meine Leser zu benutzen. Jetzt finde ich in einem Berichte über eine Sitzung der schlesischen Gesellschaft für vaterl. Cultur eine Erläuterung zu jener „Iabelnalt“ ausgeschmückten Notiz“ (vielleicht aus demselben Blatte), welche Dr. R. Göppert in jener Sitzung gegeben hat. Es handelt sich um die vor einigen Jahren durch Jussieu in England eingeführte canadische Pflanze *Anacharis Alsinastrum*, eine Schwämme unserer Wasserläufe, Stratiolites Aloides, aus der Familie der Algenbräuter (Hydrocharitaceen). Es ist eine im Grunde der

Wassläufe wurzelnde, lang- und schmalblättrige Pflanze, welche sich in der That so reichlich schnell vermehrt, daß sie in einigen Kanälen und Röhren Englands die Schiffahrt bereits und selbst Ueberfluthungen herbeiführt. Die französischen Namen-Affektionen, welche jener Artitel der *Anacharis* angedeihen läßt, und neben welchen der wahre Name der Pflanze gar nicht genannt ist, werden hier billig vermisst. Göppert erwähnt, daß die derselben nahe verwandte in der Lombardie sehr verbreitete *Callitriche*, *Vallisneria spiralis*, sich ebenfalls sehr stark vermehre. Ich habe dies voriges Jahr in meinem Aquarium erfahren, so daß ich sie daraus entfernen mußte.

Zweckpflanzungen zu erzielen, worin die Chinesen bekanntlich Meister sind, soll von diesen, was einer gelegentlichen Notiz in der Zeitener entomologischen Zeitung, in der Hauptsache dadurch erklärt werden, daß sie den Samen einen Theil der Samenlappen nehmen. Natürlich kann dies nur bei solchen

Pflanzung gefahren, deren Samen hierzu groß genug sind. Wenn sich dieses Verfahren bewährt, so wäre es ein lehrreicher Nachweis darüber, wie sehr oder wie wenig die in den Samenlagen niedergelegten Nahrungsvorräthe (f. 1859 S. 462) auf das ganze Leben der erwachsenden Pflanze einwirken. Dabei ist freilich immer noch der Einfluß abzuwiegen, den vollständig schon die Verletzung des Samens mit sich führt.

Für Schmetterlingsraupen, angeblich wie schon geäußert, empfiehlt Dr. A. Seever in der Zeitschrift entomologischen Zeitung als sehr brauchbar und die Vermutung unbekannter Arten ersichernd und sicherstellend: Die Schmetterlingsraupen Deutschlands und der Schweiz, (Festw. bearb. von G. v. Heinemann, 1. Abtheil. Großschmetterlinge. Braun-schwieg bei Neuweg 1860.

Der Werth des Goldes. Man hört oft die Behauptung ausprechen, daß durch die bedeutende Zunahme der Goldgewinnung der Werth und demnach der Preis des Goldes beträchtlich sinken müsse. Es wird meinen Lesern interessant sein, dies als eine durch Zahlen nachgewiesene Thatsache kennen zu lernen und zwar im Vergleich zu dem andern gebräuchlichsten Metalle. Das „Vermer Handbüllet“ theilt folgende Tabelle mit, aus welcher das Verhältniß von 6 Metallen zum Golde von 1821 bis 1858 hervorgeht. Die Hefen der 6 Metalle darauf brühen aus, wie viel Pfunde davon man in der betreffenden Zeit für 1 Fund Gold bekam. Wies das Wren, dessen Produktion reichlich zunehmend hat, hat eben deshalb eine Preiserhöhung gegen das Gold erfahren.

Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Ant. Zinn.

		Pfund.				
		1821—30	1831—40	1841—50	1851	1852
	Gold	1 15.00	1481 1497	—	—	12259
	Silber	1 15.75	1498 1747	8194 9450	15242	
	Kupfer	1 15.43	1566 1731	7785 6849	16761	
	Eisen	1 15.46	1660 1666	8185 9730	20767	
	Zinn	1 15.36	1366 1535	8452 8937	20335	
	Ant.	1 15.33	1197 1118	6159 6539	12526	
	Zinn	1 15.23	1180 1097	5822 6187	12103	
	Zinn	1 15.36	1134 1126	5266 6090	13421	
	Zinn	1 15.32	1157 992	5797 5631	13016	
	Zinn	1 15.25	1075 908	4743 4782	14071	
	Zinn	1 15.37	1303 1135	6375 5764	14574	

Aus dem Baumleben. Mit Bezugnahme auf das, was in Nr. 15 (1859) S. 230 in dem Artikel „Das Frühlingswachen des Baumes“ gesagt ist, theile ich nach einer Schilfernung in Nr. 2 (1860) der „Voxplantia“ mit, daß auf einem holländischen Privatgute etwa 1 Dutzend zwanzigjährige Bäume (Picea Strobus) über dem Stocke vor 1 bis 6 Jahren 1 bis 2 Fuß breit vollständig entrindet worden waren, ohne daß dies einen nachtheiligen Einfluß auf das Gedeihen der Bäume gehabt hätte. Die entrindete Stelle zeigte sich oberflächlich abgehoben, mehrere Rinne tief ergrit, ausgewässert, mäßig ab- oder anbrüchig und trocken.“ Es ist nichts davon gesagt, daß die entrindete Stelle, wie es sonst verjüngliche dieser Acker eigen ist, mit Holz überzogen gewesen sei, es wird also wohl auch nicht der Fall gewesen sein. Hehnliche Fälle werden bei der Kunde und der kalifornischen Hirschenitz (Sagoua gigantea) erzählt — also ebenfalls von Nadelbäumen. In diesem Punkte läßt vielleicht die Erklärungsgrund der Beschädigung, vielleicht hatte sich unter der äußeren abgehobenen Schicht der entrindeten Stelle eine Abzweigung im Holz gebildet, welche von Schwamm der mangelnden Rinne führte. Die ganze Beobachtung und Mithilung ist nicht ganz fehlerlos, da auch darüber keine Mittheilung gemacht ist, ob vielleicht durch die Wurzelverletzung mit einem Nadelbaum die Ernährung erfolgt sei. Jedenfalls aber führt die Beobachtung den Beweis, daß Nadelbäume diese Verwundung, die bei Laubbäumen als unbedingt tödtlich angesehen wird, ertragen können.

Eine neue Kartoffelfabrik. Unsere Vornachung in Nr. 15 erwähnt ich als irrig, indem Dr. Savoy, welcher Kame's Kartoffelfabrik als Arzt besichtigte, eine neue Art der Zubereitung und Färbung, ob es ein offenes Polarmeer sei. Die auf mit 30,000 Toll. veranschlagten Kosten werden schließlich von achtzig Wissenschaften der nordamerikanischen Freistaaten bestritten und sind Vervollständigung der Vorbereitung französischer Wissenschaften dankbar abgelehnt worden. Herr Hayes will ohne

Verzug auf dem kürzesten Wege durch den Kennedy-Kanal gegen den Pol vorbringen. (Voxplantia.)

H. von Humboldt. Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat eine colossale silberne Denkmünze auf H. von Humboldt prägen lassen, welche auf der Vorderseite das sehr ähnliche Profilbild und die deutsche Aufschrift trägt: „Alexander von Humboldt, geboren in Berlin den 14. September 1769, dreißig Tage nach Napoleon dem Ersten, gestorben den 6. Mai 1859“, und rechts und links durch Laufschrift die Worte: „mit dem Weinamen: der neue Kolumbus“. Die Rückseite trägt die Aufschrift: „Weltere der Mitglieder des Instituts von Frankreich, der größte Gelehrte seines Jahrhunderts, Gründer der allgemeinen Physik des Erdballs.“ (Voxplantia.)

Die Humboldt-Verein.

(f. Nr. 7. 8. 9.)

Man hört oft die Meinung ausprechen, und zu einem großen Theile muß sie auch begründet sein, daß die Klaffe der jungen Kaufleute geistigen Betheuerungen wenig jugendlich und mehr materiellen Genusses ergeben sei. Es ist hier nicht die Veranlassung, diese Erziehung zu erklären und wenn sie — wie sie es ist, erklärlich sein würde, auch vergänglich zu finden; ich erwähne vielmehr bloß diese betrübende Erscheinung, um ihr gegenüber nicht nur an die vielen erlesenen Ausnahmen zu erinnern, sondern daran die Mittheilung zu knüpfen, daß sich in diesen Tagen ein Verein unter dem Namen „Humboldt-Verein“ in Jüttau in der Sach-Verfassung gebildet und mir die Freude gemacht hat, mir doch durch ein seiner Mitglieder persönliches Aneignen zu machen. Zudem ich dem jungen Vereine und zwar gewiß im Einverständniß mit allen unsern Lesern und Leserinnen ein freudiges Glückwunsch gürte, erinnere ich ihn zu eigener innerer Befriedigung und Freigebigkeit an Schiller's tief und wahr empfundenes Epigramm „der Kaufmann“.

Bei der Bekanntschaft eingegangene Bücher.

Dr. August Wöhrlein, Andreas Treu, Bauermeister in Wetzlar, 2 Bde. Die Wetzlarer. Ein Heftchen. Güter: die Geschichte des Städtchens Wetzlar. Wiesbaden 1860. Die Bücher so lösen, was in Nr. 15 (1859) noch etwas gesagt wurde, daß der Herr Verfasser in Wetzlar ein „St.“, vielmals ein „Schulmeister“ die Bekanntschaft über die Wetzlarer mit Lust aus Schülern ist. Nicht bloß Wetzlarer, sondern jedem Freunde des Staates, der es sein thut, ist es wohl und nicht ohne Grund, in die Bekanntschaft dieses Schrifts zu empfehlen. Der Herr Verfasser möge mir über die Berechtigung erlauben, daß ein kleinerer und mehr gehobener Schulmann das Städtchen mit noch bedeutend erhöhen möchte; mit Vergnügen lesen ich das halbe Heftchen.

Verkehr.

Herrn H. R. Dr. G. N. G. in G. — Die Sie überschicken beehren gefälligst, ich Sie Ihnen besten Dank. Sie werden in Nr. 15 das eine zum Seiten Ihrer Hingegen Besondere der Wissenschaft bezuglich zu haben. Wenn es die Bestimmung für sich selbst als meine Zeitschrift in Verbindung bringen darf, so begreife ich sehr freudig diese Umarmung unserer durch Zeit, Raum und Lebensbedingungen seit 1857 ununterbrochen Beziehungen.

Herrn Prof. Dr. H. R. in T. — Da Ihre freundliche Zusendung von drei Bänden Ihrer neuesten Werke, die ich in „Dübeln“ — dem Namen nach — erhalten habe, mich sehr gefreut hat, so darf ich wohl auch meinen Dank dafür an diesen Ort Ihnen verbürgen. Weit entfernt, mir schon eine persönliche Bezeichnung leisten zu wollen, ist es mir doch, Ihnen und Ihrem verheiratheten Ehepaar, Ihnen Gefallen an diesen Ort danken zu können, da es leider gar viel Muthmaßung von sich geht, welches „Popularisieren“ an Antheilenden gleich betrüben ist.

Herrn H. R. in D. — Das überschickte Samenloß ist eine Pater-nostriker, so genannt, weil sie zu Paterlicher Arten und allgemein in Italien, wo sie zu Hause ist, in großer Menge und auch in Schwabenland vorkommt. Die Samen, welche diesen Samen liefern, heißt Abras pro-cassaria, Paternostriker, und gehört mit unsern Orben zu denen in die natürliche Familie der Fächerfüßler oder Schmetterlingsblätter. Die beiliegende kleine Bemerkung hat zur Paterlicher keine andere Bedeutung als die, daß sie gewöhnlich mit ihr zu Schwabenland vorkommt, wie, sie namentlich über Konton und Hamburg aus Oeisa bei uns eingeführt werden.

Herrn G. G. in W. — Wenn Dank Herr Landsmann, auf dem „Grünen“ für die Mittheilung Ihrer interessanten Arbeit über die Galmel-Begehrtheit, worin mich namentlich Ihre Bezeichnung der Vererbung dieser angeprochen hat.